

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 275.

Donnerstag, 25. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Richard Benz.

(Nachdruck verboten.)

14.

Der Eulenhöfer hatte noch ein gutes Fuder Firne-
wein im Keller liegen. Wohl schon ein dutzendmal hat-
ten sich die Kommissionäre Proben von ihm geben lassen;
aber immer war seine Forderung zu hoch gewesen. End-
lich wurde er des Handelns und Feilschens überdrüssig,
und damit wenigstens keiner aus dem Kleden den Vor-
teil davon hätte, so schlug er es einem Weinhändler von
der Obermosel zu, der eine ganze Schiffsladung Quali-
tätsweine bei den Winzern gekauft hatte.

Am Tage nach dem Markt sollte das Fuder auf dem
Eulenhof abgestochen werden. Ein Weinabstich, und
noch dazu die Feierlichkeit des „Nachmarktes“, an dem
der bauchige Maßtrug in den Kameradschaften das
lustige Regiment führt, das hätte eigentlich ein doppel-
ter Festtag sein müssen. Aber auf dem Eulenhof wollte
es, trotzdem das feine „Bukett“ durch das ganze Haus
duftete, zu keiner rechten Stimmung kommen. Die
Küferburgen zwar, die im Keller mit Stützen, Kranen
und Spunden hantierten, die den Heber öfter als nötig
in das Faß einstießen, und der Lehrbub, der oben am
Kellerloch die Weinpumpe bediente, die taten dem
feinen Tropfen wohl alle Abschiedsruhe an, und als der
Schlauch den letzten Rest flutend aus der Faßbütte
zog, da hatte das Glas unter ihnen gar oft die Runde
gemacht. Mit roten Köpfen und weinduftigem Atem
stiegen sie die schlüpfrigen Kellerstufen hinauf, strippten
schmerzfällig die Halschnur ihrer Schurzelle über den
Kopf und gingen zur Nachmarktfest.

Auch Heinrich war, während Jakob auf dem Berg
einen Wagen Alee mähte, mehrmals in den Keller
hinuntergestiegen und hatte sich dafür entschädigt, daß
ihm der Markt so feierlos vorübergegangen war. Als
deshalb abends die große Schüssel mit der wohlschmecken-
den gelben Suppe auf den Tisch kam, die Emilie mit
Zucker, Ei, Safran und Rosinen aus dem Trübwein zu-
bereitet hatte, da schöpfte er sich nur einmal den Teller
voll, und der Eulenhöfer fragte ihn augenzwinkernd:

„Na, fehlt dir was, daß du die Weinsuppe nit magst?“

Jeder lachte verständnisinnig vor sich hin; aber Hein-
rich stand zornig vom Tische auf und ging hinaus.

„Jung!“ rief ihm der verdunkte Eulenhöfer beglüt-
igend nach, doch er hörte nicht darauf.

Nachher trafen sie sich im Kelterhaus, wo Heinrich
die leeren Fässer spülte und schwefelte. Die Spültiesel
flogen wie toll gegen die vom Weinstein harten Dauben;
all seine Mut mußten die rollenden Fässer freisen.

„Das war nun keine Art, vom Tisch fortzulaufen“,
sagte der Eulenhöfer.

„Ich laß mich nit veruzen“, entgegnete Heinrich voll
Grimm und ließ wütend Wasser und Steine aus dem
Spundloch schießen, „das hab' ich an Euch nit verdient.“

„Veruzen? Ich hätt' dich veruzt?“

„Jawohl! Und wenn man für einen im Briston ge-
essen hat, dann läßt man sich nicht für 'n Buklump ge-
brauchen. 's ist schlimm genug, daß ich noch nit mal
mein Lager hier oben hab.“

„Das geht doch nit, Heinrich. Die Elis kann ja doch

jeden Tag wiederkommen, und dann geraten wir sowieso
ins Enge mit dem Schlafen.“

„Platz genug! Aber wer mal auf der Britsch ge-
legen hat, für den ist 'n Strohsack auf 'm Eulenhof zu
sein. Der kann bei 'nem Pechschuster kampieren.“

„Du bist aber heut in der Woll.“

„Ist das 'n Wunder? Euer Hund, Euer Spitz, hat's
sogar besser wie ich. Der hat 'nd Hütt aufm Hof. Ich
muß herumlaufen wie 'n Fachtbruder. Aber bedenkt, ich
war 'n ehrlicher Kerl, wie ich herkam. So ehrlich, wie
der Jakob nur einer sein kann. Mit dem hätt' ich weiß
Gott nit zu tauschen brauchen. Und wer ist daran
schuld, daß der heut die Nas über mich schürzt?“

„Das tut er doch gar nit.“

„Was ich seh, laß ich mir nit abdisputieren. Aber
ich sag Euch: Entweder krieg ich hier mein anständig
Bett, so gut wie der, oder er wird gewahrt, daß er am
ersten vor mir duc zu sein hat. Grad er!“

„Das willst du?“

„Ich will nit, wenn ich nit muß. Ich hab Euch da-
mals versprochen: es kommt kein Wort davon vor mein
Zahn; aber Ihr habt mir auch versprochen, daß ich nit
schlechter wie 'n Hund behandelt werden sollt.“

„Wirst du ja auch nit.“

„Dann schaffst mir 'n Lager aufm Hof!“

„Wenn ich kann, dann sollst du eins haben.“

„Und wann wißt Ihr, ob Ihr's könnt?“

„Wenn ich's der Elis mal geschrieben hab.“

„Dann krieg ich mein Lebtage feins. Heut will ich
Bescheid wissen, oder der Jakob kriegt die Augen aufge-
macht. Sela!“

„Na dann meintswegen, hol deine Sachen und komm.
Wie ich mit der Elis fertig werd, daraus machst du dir
ja doch niz.“

Elise aber erfuhr von dieser Veränderung auf dem
Eulenhof kein Titelchen. Sowohl dem Jakob als auch
Emilie war hoch und teuer anbefohlen worden, ihr nichts
darüber zu schreiben. Wo sie doch nicht heimtame,
brauche sie darum sich auch keine Sorge zu machen. Viel-
leicht gäbe es ja schon bald eine Änderung; denn dieses
Verhältnis könne dem Heinrich doch selber auf die
Dauer nicht behagen, um so weniger, als er sich im
Kleden noch immer vergeblich bemühte, sein Ansehen
wiederzugewinnen. Er blieb der „Totschläger“, und oft
wurde ihm das schmachvolle Wort auf der Straße durch
irgendeinen Torispalt zugerufen, ohne daß er wußte,
woher es kam. Das würde ihn am Ende doch fort-
treiben, dachte der Eulenhöfer.

Und immer suchte er nun den Stellenmarkt der
landwirtschaftlichen Zeitung durch, ob er darin nicht
irgendeine verlockende Unterkunft für Heinrich fände.
Aber mit diesem Plane lief er einmal böse an bei ihm.
Das solle er ihm nur selber überlassen; abschupfen ließe
er sich doch nicht.

„Ich mein ja nur, wenn du für dich selber anfangen
wolltest. Das Geld könntst du ja gern von mir kriegen.
Und Zinsen brauchst du mir auch nit zu geben.“

Da hohnlachte Heinrich:

„Ach so, dafür soll ich dann 's Maul halten. Aber

„Ich will dir helfen, und wenn ich das mit mir selbst nicht
soll, dann hol ich mir's. Euer Geld könnt ihr nem
Strauchräuber anbieten, und so einer bin ich nit; ich
verdien's mir mit der Arbeit.“

Da setzte der Eulenhöfer sein letztes bißchen Hoff-
nung auf einen glücklichen Zufall. Für sich selber wollte
er ja nichts; seine Gedanken standen nur nach dem
Wohlergehen des Hofes. Auf irgendeine Art mußte der
Türspruch doch seine Bedeutung behalten und in Er-
füllung gehen. Dieser Sinn war doch mit hineingebaut
in das Haus und war gewachsen zu einem Ganzen, dem
er nicht wieder genommen werden konnte. Die Eich-
holzen durften doch nicht untergehen auf dem Boden, mit
dem sie eines geworden waren. Und erst durch eine
Schande untergehen? Das konnte er nicht ausdenken.

15.

Babett schien sich wirklich noch einmal zu erholen.
Sie konnte tagsüber schon wieder einige Stunden auf-
stehen und versuchte nun, am Stode durchs Zimmer zu
humpeln. Noch ein paar Wochen, schrieb sie, dann habe
der Eulenhof sie wieder, nach dem Tag für Tag ihr
sehnlichstes Verlangen stehe.

Dieser Brief kam an, als der Eulenhöfer gerade
selber hilflos im Sessel sitzen mußte. Er war beim
Haferdrehen über die Göpelstange gestolpert und mit
dem Ellenbogen in den Kammkranz des sich schnell be-
wegenden Rades gefallen. Die Wunde am Unterarm
heilte aber anscheinend sehr gut, und noch ehe es ihm
vom Arzt gestattet worden war, hatte der Ungebuldige
den Verband heimlich entfernt und seinen dicken Loden-
rock angezogen, um auf dem Hofe einmal nach dem
Rechten sehen zu können. Es drängte ihn zu einem
Gang durch Stall und Scheune, er mußte sehen, ob die
Dreschmaschine wieder gesäubert und der Hafer gut ge-
worfen sei, er mußte auch einmal den Ertrag des
Baumhofs überschlagen, ja, er hatte sogar ernstlich vor,
auf den Berg hinaufzusteigen; aber da spürte er Stiche
im Ellenbogen, und am anderen Morgen zog sich eine
dicke, bläuliche Ader an seinem Arm empor.

Er wollte es den anderen verheimlichen, legte not-
dürftig den Verband wieder an und schickte die Kathrin
zum Arzt. Der sah sogleich, was geschehen war, und
schüttelte verwundert den mächtigen Kopf.

„Mann, Mann“, sagte er, „da haben Sie ja die
schönste Blutvergiftung am Halse. Nun aber nichts wie
in die Falle!“

„Ich muß hier sitzen bleiben“, entgegnete der Eulen-
höfer trozig.

Der Arzt fühlte ihm den Puls, der nur geringes
Fieber anzeigte, und beruhigte ihn dann wieder.

„Na, es wird ja wohl noch mal geraten. In einer
Stunde bin ich wieder hier, und dann machen wir's mit
einem Operationen. Aber jetzt kann die Geschichte
noch dreimal so lange dauern. Vor dem Winter kom-
men Sie nicht wieder an die Luft.“

Jakob gab sogleich, ohne den Eulenhöfer erst zu
fragen, ein Telegramm an Elise auf und traf dann mit
Emilie die nötigen Vorbereitungen zur Operation. Diese
ging aber ohne viel Umstände vonstatten, und der Arzt
sprach sich bewundernd über die „Pferdenatur“ des
Eulenhöfers aus, der sich die Narke so hartnäckig verbeten
hatte.

Am Abend jedoch trat wieder Fieber auf, und der
Kranke wurde ungeduldig und verdrießlich.

„Kathrin!“ rief er, als man ihn allein im Zimmer
gelassen hatte, „Kathrin! Kein Mensch hört einen.
Kathrin!“

Er stieß dabei grimmig mit dem Stöß auf den
Boden.

Da schrie aus der Küche eine Stimme:

„Ich komm ja. Mehr wie Wein machen kann ich doch
nit.“

„Totfrieren tut man“, jammerte der Kranke.

„Im Sommer?“ fragte die eintretende Magd, indem
sie sich die Hände an die Saßschürze trocknete. „Geht
ins Bett, Ihr habt Fieber.“

„Ich muß hier unten dabei sein.“

„Denn Väter genug gewesen.“

„Väter sollst du doch nit sagen; er will's nit
haben.“

„So stolz ist der in dem halben Jahr Bulles ge-
worden?“

„Hältst du's Maul, das verdammt!“

„Ich kann's noch austom.“

„Und mir frangelt er dafür den Kopf voll“, sagte
der Eulenhöfer ärgerlich.

„Weißt ihm die Zähne! Der Jakob tut's auch“, ent-
gegnete Kathrin herrisch.

„Ihr habt immer Streit mit ihm.“

„Weil er uns forthaten will. Wir wissen ihm zu-
viel. Von seiner Heldentat damals!“

„Ihr sollt da nit immer drin rummengen. Und der
Jakob ist doch sonst 'n vernünftiger Kerl.“

„Der beste Gaul schlägt aus, wenn er geertert wird.
Und paßt mal auf, was die Elis gucken wird.“

„Die soll nit davon hören. Untersteht euch nit, der
'n Strich davon zu schreiben!“

„Sie kommt aber morgen her; eben hat sie ja 'n
Depeß geschickt.“

„Die Elis?“ fragte er da verwundert, und konnte
gar nicht mit dem Gedanken fertig werden.

Da trat Heinrich ein und fragte, ob es noch nicht
besser ginge.

„Besser?“ machte Kathrin im Hinausgehen höhni-
sch. „Wenn einer zittert wie Espenlaub? Ist das besser?“

„Ich hab dich ja nit gefragt“, rief Heinrich über die
Schulter ihr nach.

„Sag ihm lieber, daß er ins Nest geht!“ gauzte sie
und schlug die Tür hinter sich zu. (Fortsetzung folgt.)

Alpenröserl.

Humoreske von Wilhelm Herbert.

Die Berge sind und bleiben das Entzücken der Natur-
freunde.

Auch Professor Brummer ging mit seiner Frau —
Kinder hatten sie nicht — alljährlich ins Gebirge.

Seuer hatten sie in Unterachdorf ein herrliches Plätz-
chen entdeckt — gemütliche Wohnung, gute Verpflegung, an-
genehme Gesellschaft —, nächstens sollte sogar der Minister
auf einige Zeit herkommen.

Dabei hatte der gewählte Ort den weiteren Vorzug, daß
er dem Professor die Möglichkeit leichterer, ungefährlicher
Vergapartien gab, wie er sie liebte.

Seute hatte er sich die Besteigung des Darenkogel vor-
genommen, der durch seine herrliche Alpenflora berühmt war.

„Bring mir ein Alpenröslein mit!“ rief ihm seine Frau
nach, und er nickte grüßend zu ihr zurück.

Der Aufstieg in der würzigen Bergwaldfrische war herr-
lich. Über dem Tann auf einem fahlen Felsblock packte er
dann sein Frühstück aus und war gerade im Begriff, seine
liebe Frau unten mit einem Glas Rotwein leben zu lassen,
als es neben ihm raschelte.

Im nächsten Augenblick stand ein Zigeunerweib neben
ihm, das ein winziges Widelfind auf den Armen hielt.

„Arme Frau, hungrig — bißl was schenken!“ bettelte sie.

Brummer, ein außerordentlich aufmüttiger und mißbütig
gesinnter Mann, gab dem jungen Weibe reichlich Wurst und
Brot und schenkte ihr die Flasche mit einem schönen Rest
Wein. Sie tauerte sich ihm gegenüber vor das Gesträuche,
schmauschte mit großem Behagen und betrachtete dabei den
Professor mehrmals lange und nachsinnend mit ihren großen,
dunklen Augen.

„Guter Herr, dank' i' schön!“ sagte sie dann, als sie ihr
Mahl beendet hatte. „Sehr gut schmeckt; aber Kindl auch
hungrig — will i' bei Sennerin Willi betteln — Kindl
schläft aber, guter Herr Kindl bißl halten — komm' i' aleich
wieder!“

Damit drückte sie dem Gelehrten, ehe dieser noch eine
Widerrede vorbringen konnte, das Kind in die Arme, be-
trachtete ihn noch einmal mit ihrem dunklen, forschenden
Auge und eilte durch das Gesträuche abwärts.

„Wenn mich Auguste so sehen könnte!“ schmunzelte der
Professor, von dem Komischen der Lage erfaßt, und be-
trachtete das hübsche Gesichtchen des schlafenden Kindes auf
seinen Knien mit großem Interesse. Lange, seidene Wimpern
bedeckten die geschlossenen Augen, das kleine Näschchen enate
und weitete sich unter den gleichmäßigen Atemzügen, und
um das rosige Mündchen schien ein schelmisches Lächeln zu

Der Professor das Tierchen beobachtete, schon hatte der Krikel das Kind aufgeweckt, das bei dem ungewohnten Anblick des graubärtigen Kopfes, der sich über sein Gesicht beugte, mit der ganzen Kraft einer lungen Zigeunerlunge hinausschreien anfang.

Nun wurde die Lage denn doch recht ungemütlich. Brummer schaute lehnfüchtig nach der Bettlerin aus, die aber immer noch nicht kam. Dann wandte er sich hilflos dem schreienden Widelfinde zu. Er konnte sich nicht leicht eine Frage denken, die ihn weniger unvorbereitet hätte treffen können als jene: Wie beruhigt man einen quiesenden Säugling?

Wenn er nur ein Schlummerlied gewußt oder irgend etwas gekannt hätte, mit dem Mütter ihren Quälgeistern beizukommen wissen. Er riß Blumen aus und strich damit vor den Augen des Kindes hin und her; aber den Wurm interessierte das nicht im geringsten. Er lächelte, lachte, zog die Frauen zusammen schall, schnalzte mit der Zunge, sang das Gaudeamus und stimmte die „Wacht am Rhein“ an — weiter reichte sein Viederlied nicht — sein Pflöglings beantwortete alle diese für einen Professor nicht unerheblichen Leistungen mit einem ständigen Brüllen, das allmählich das kleine Gesichtchen rot färbte, so daß Brummer ernstlich für die Gesundheit des Schreiballes zu fürchten begann und schon im Geiste eine Verfolgung wegen Verwahrlosung eines anvertrauten Kindes gegen sich heraufdämmern sah.

Endlich gelang es ihm, mit seiner blinkenden goldenen Uhr die Aufmerksamkeit des Würmleins abzulenken. Es schweig, haßte mit beiden Händen danach und schließ hierauf unter dem vergebllichen Bemühen, die Uhr in sein Mündchen unterzubringen und zu verschlucken, wieder ein.

Was nun tun?

Noch länger zu warten — das wurde immer unratbarer. Die Sonne glühte bereits empfindlich herunter, während der Boden — wie Brummer mit Unbehagen bemerkte — von ganzen Scharen jener großen, sehr bissigen Bergameisen zu wimmeln begann, die die Erstleiderung menschlicher Beine gelegentlich für eine erstrebenswerte Aufgabe anzusehen pflegen.

Ging er aber fort, so fürchtete er, daß ihn die Mutter verfehle und er in den Verdacht des Rindraubes kam.

So blieb er denn geduldig trotz innerer Ungebuld noch volle zwei Stunden — zu seinem eigenen Erschauen ungeröstet — in der Sonnenglut sitzen, bis sein Pflöglings, den er mit seinem Strohhut etwas gegen die Strahlen geschützt hatte, neuerdings erwachte und seine Lungenübungen wieder aufnahm um sie diesmal ohne Rücksicht auf alle Uhren der Welt mark- und beindurchdringend fortzusetzen.

Jetzt wurde es dem Professor doch zu bunt. Entweder hatte die Zigeunerin keine Milch bekommen oder sie vergaß ganz ihr Kind und tat sich selber gütlich.

Er raffte mühsam seine Siebenlachen zusammen, verlor dabei das Kind, haßte zum Tode erschrocken nach ihm, wobei die Blut sämtlicher Schlüssel, die er bei sich zu tragen pflegte, sich aus seinen Taschen ergoß, und hatte endlich in sehr erbittertem Zustand seine ganze Habe gesammelt, so daß er mit der ungewohnten Bürde die Talsahrt antreten konnte.

Merkwürdigerweise blieb die Umfrage in sämtlichen Sennhütten erfolglos. Niemand hatte die Zigeunerin gesehen.

„Sie wird dir halt das Kind a'legt haben!“ sagte die schon ergraute Almbüterin in der letzten Hütte, wo Brummer anfrag, und lachte.

„G'legt?“ murmelte der Professor und sank erschöpft auf die Bank vor dem Häuschen. „G'legt? Was heißt das?“

„No ja!“ meinte die Sennlerin schmunzelnd. „G'e'n hat s', daß du a guter Patschin bist, und daß das Kind es bei dir leicht besser kriegen könnt' als bei ihr — da hat s' dir's halt a'lassen und is durchbrennt!“

„Auguste!“ rief der Professor und sprang auf. „Was würde seine Auguste dazu sagen? Nein! Nein! So gewissenlos kann eine Mutter nicht sein!“

„A Zigeunerin!“ sagte die Dirne achselzuckend, und kam dann mit einem Gefäß voll warmer Milch aus der Hütte. „Da gib's ihm“, meinte sie freundlich, „s' reißt ja 's Gocherl auf — s' hat Hunger!“

Das Bild war eines Malers würdig, den Professor zu sehen, wie er dem vergnüglich lachenden Würmlein die köstliche Alpenmilch einlöffelte und dazwischen hinein ein- und anderthalb heftig den Kopf schüttelte und „Auguste!“ murmelte. Auch der Minister, der, zur Jagd gerüstet, eben den Berg anstie, schien an dem Anblick Gefallen zu finden, denn er betrachtete das Bild lächelnd längere Zeit, bis der Professor zufällig aufstah, ihn erkannte, emporprang und vor Entsetzen den Milchtopf umwarf.

„Ah, lieber Brummer“, sagte der Minister, „es freut mich, daß Sie nun doch noch Familiensumwachs erhalten haben

Die beiden noch weiter zu sprechen. „Aber ich — aber ich, erregte der Professor dem wegschreitenden Minister noch nach und nahm dann mit einem Gemisch von Wut und Verzweiflung seinen Pflöglings wieder auf die Arme, um — zum Äußersten entschlossen — ihn ins Tal hinunterzubringen.

Es sei nur nebenher erwähnt, daß von der großen Herde, durch die Brummer hierbei seinen Weg nehmen mußte, mehrere Tiere sich neugierig herandrängten, eine Kuh insbesondere ließ es sich nicht nehmen, insofern Mutterstelle an dem verwaisten Säugling zu vertreten, als sie ihm mit ihrer großen, rosigen Zunge sorgfältig das Gesicht wusch und dabei auch dem Professor ein paar mal in Anerkennung seiner Leistungen auf dem erziehlischen Gebiete über Bart und Nase fuhr.

Das Erscheinen Brummers mit dem Säugling rief im Dorf eine für ihn außerordentlich wohlthuende Aufmerksamkeit aller hervor. Kinder liefen ihm nach, Erwachsene blieben stehen, Bekannte fragten und Unbekannte lachten. So kam er in einer offenbar sehr freudigen Erregung bei seiner Gattin an, die er — was ihm noch besonders angenehm berührte — im Garten des Gasthauses im Kreise eines großen Damentassekränzchens traf.

„Aber, Peter!“ rief sie, „was hast denn du da?“

„Das“, stammelte er, „das ist das versprochene — Alpenröschen!“

Dann mußte er berichten.

„Gut“, sagte die Professorin milde, als er geendet hatte, „das ist zwar eine andere Alpenflora, als ich sie erwartete — aber wir wollen auch diese behalten!“

Er drückte ihr gerührt die Hand. „Immerhin“, sagte er dabei mit einem tiefen Seufzer, „nehme ich nie mehr jemandem — auch nur auf ein Sekündchen — ein Kind ab!“

Die Ohrfeige.

Von Hanns Heidsied.

„Was man doch in der Eisenbahn alles erleben kann“, sagte Felix, wobei er an seinem röllchen Schnurrbärtchen zapfte, „da bin ich neulich in eine sehr peinliche Lage gekommen. Dir kann ich's ja ruhig erzählen —“

„Aber natürlich“, erwiderte ich, meinen Freund von der Seite musternd, „du hast ja stets ein besonderes Talent entwickelt, peinliche Situationen heraufzubeschwören.“

Ich dachte hierbei an eine Verlobungsgeschichte. Felix liebte einst eine von zwei sich sehr ähnelnden Zwillingsschwwestern. Im Dämmerlicht war ihm bei der Eröffnung seiner Liebeserklärung zufällig gerade die Schwester der Angebeteten in den Wurf gekommen. Damals hatten sich allerlei peinliche Dinge ergeben, infolge deren eine Verlobung schließlich gar nicht zustande kam.

Felix schien auch wieder daran zu denken. Aber er raffte sich rasch zusammen, indem er bemerkte: „Ja — also — ich fahre im Schnellzug, du weißt ja, jetzt, als ich aus Köln kam. Im Abteil sitzt am Fenster ein junges Mädchen — sehr hübsch — einfach ein Bild, sage ich dir!“

„hm — und?“

„Ihr gegenüber ein junger Herr, der aber nicht etwa zu ihr gehörte. — Wir fuhren rechtsrheinisch. Du kennst ja die Strecke. Die Bahn fährt unter der Lorelei hindurch —“

„Allerdings, — aber — ich weiß nicht, was soll das bedeuten?“

„Nun höre zu! Unter der Lorelei hindurch, sagte ich — ein Tunnel. Kannst du nicht kombinieren?“

„Ah — und der Zug war wohl nicht erleuchtet?“

„Nein. Leider nicht. Leider muß ich hier wirklich sagen. Sonst wäre mir doch diese peinliche Sache — hm —“

„Ja, aber was denn?“

Er trakte sich etwas verlegen hinter dem Ohr. „Ich hatte beschlossen“, fuhr er dann etwas zögernd fort.

„Etwas die Dame zu küssen?“

Felix sah mich entgeistert an: „Küssen? Ich bitte dich! Nein! Aber immerhin — sie hatte ihr reizendes Händchen auf der Lehne liegen und — nun ja — also — ich wollte heimlich und un gesehen dies Händchen erfassen — na, kurz: und ich tat es —“

„Ja und — und — und?“

Felix setzte eine so drollig verlegene Miene auf, daß ich auf alles gefaßt war. „Und“, fuhr er fort, „plötzlich — ja, plötzlich —“

„Küßtst du wohl eine andere starke Männerhand in der Deinen?“

„Nein, nein“, lachte Felix nun auch heraus, „das wäre freilich auch möglich gewesen. Nein. Aber ich hörte plötzlich mir gegenüber den schallenden Knall einer Ohrfeige!“

Ich konnte nicht abstreiten, daß dies sehr peinlich war.

Vogelschutz während des Winters.

Der einsichtsvollste Gartenfreund wird in der Überzeugung von dem großen Nutzen, den unsere Singvögel durch die Vertilgung großer Mengen Schädlinge stiften, jene nicht nur zu schützen, sondern sie auch an seinen Garten zu fesseln wissen. Dazu bietet die späte Jahreszeit die beste Gelegenheit, die man sich nicht entgehen lassen sollte. Zunächst sollte man den Höhlenbewohnern, wozu die überaus nützlichen Meisen gehören, den Mangel hohler Baumstämme durch die bekannten Nistkästen ersetzen, die von ihnen in kalten, stürmischen Nächten gerne als Schlafstätte benutzt werden. Wo solche Nistkästen im Frühjahr von den Vögeln als Wohnstube in Anspruch genommen wurden, sind sie jetzt abzunehmen, zu reinigen und im Bedarfsfalle wiederherzustellen, endlich zu dem angegebenen Zwecke von neuem aufzuhängen. Dabei ist zu sorgen, daß sie gut und sicher an dem Stamm des Baumes befestigt werden, daß sie vom Sturm nicht hin- und hergeschleudert werden. Wer noch keine Nisthöhlen in seinem Garten hat, sollte sich doch in seinem Interesse die geringe Ausgabe für die Beschaffung einiger Nistkästen leisten. Zu dem materiellen Nutzen, den ihm die Vögelchen stiften, wenn sie in emsiger, unermüdlicher Arbeit Tag für Tag die Äste nach Insektenpuppen absuchen, kommt noch die Freude an dem munteren Wesen und Treiben dieser Tierchen. Um sie an unseren Gärten dauernd zu gewöhnen, darf es nicht veräußert werden, sie während des Winters bei hohem Schnee und großer Kälte zu füttern. Hanf- und Sonnenblumenamen, mit etwas Mohnkörnern gemischt, werden von ihnen am liebsten genommen. Nur muß dafür gesorgt werden, daß das Futter vom Regen und Schnee verschont wird, also trocken bleibt. Bewährt haben sich die automatischen Futtervorrichtungen, wie die Futterglöde, ferner ein längliches Kästchen mit schräg gestelltem Boden und engem Spalt an seiner tiefsten Stelle, so daß das eingefüllte Futter langsam nachrutscht und in ein schmales Kästchen, das unter dem Kasten befestigt ist, fällt. Solch ein Futterkästchen läßt sich ohne besondere Mühe aus Zigarrenstumpfenholz leicht herstellen. Diese Futtervorrichtungen bieten den großen Vorteil, daß sie nur alle paar Tage nachzufüllen sind. Eine einfache Futtervorrichtung läßt sich ohne Mühe aus einer Obstleiste machen. Sie wird umgekehrt, den Boden nach oben an eine Mauer oder Gebäude aufgehängt. Die Öffnung der Leiste wird durch ein schmales Brettchen zur Aufnahme des Futters zum Teil geschlossen. Auch Futterhäuschen können auf einfache Weise gebaut werden. Es brauchen nur vier Pfähle in den Boden eingeschlagen zu werden. In halber Höhe wird ein Brett zur Aufnahme des Futters angebracht und darüber ein Dach von leichtem Holz errichtet oder aus dichtem Stroh hergestellt, das noch den Vorzug hat, die Vögel anzulocken. Wichtig für die Wahl des Ortes, wo dieses Futterhaus aufgestellt werden soll, ist eine vor räuberischem Überfall geschützte Lage, also in der Nähe eines dichten Gebüsches. Ist solches nicht vorhanden, dann schichte man einen Reisighaufen dahinter auf. Man wird die Freude haben, daß sich bald zahlreiche Vögel jeden Tag, besonders wenn ihnen Schnee jegliches Futter bedeckt, einfinden und sich an den gebotenen Körnern gütlich tun. Darum frisch ans Werk und eine Futterstelle gebaut, daß sie im Falle der Not sofort beschickt werden kann.

B. C.

Beseitigt die Kohlstrünke von euren Beeten.

Es ist eine Nachlässigkeit und Torheit zugleich, die Kohlstrünke auf dem abgeernteten Beete über Winter stehen zu lassen oder sie umzugraben. Das letztere hat deshalb keinen Zweck, da sie oft Jahre lang im Boden liegen, bis sie verfault sind und oftmals bei der Bestellung des Landes empfindlich stören. Auch ihr Düngewert ist gering. Ebenso würden wir durch das Untergraben der Strünke die daran haftenben Schädlinge und Pilzkeime schützen und verbreiten helfen. Darum sind die Strünke herauszunehmen und, wenn sie genügend abgetrocknet sind, zu verbrennen. Es kann diese Maßnahme nicht genug im Interesse der Schädlingsbekämpfung ge-

fordert werden. Die größte Gefahr beim Eingraben der Kohlstrünke besteht zweifellos darin, daß die berückichtigte Kohlhernie, die die Wurzeln befallt und ihre Tätigkeit lahm legt, sowie die Kohlliege, deren Made in den Strünken lebt, erhalten und weiter verbreitet werden. Für beide Schädlinge gibt es so leicht keinen günstigeren Ort dafür als in dem in Fäulnis übergegangenen oder angefaulten Kohlstrunk. Die Kohlhernie kann auf diese Weise mehrere Jahre, wenn auch inzwischen Fruchtwechsel des öfteren eintritt, im Boden erhalten bleiben. Der Gemüsezüchter wundert sich dann oftmals, wie es nur möglich ist, daß plötzlich die Kohlhernie wieder auf dem vor Jahren mit Kohl bepflanzten Lande auftritt. Die Ursache ist lediglich in den eingegrabenen Kohlstrünken zu suchen. Darum müssen sie unbedingt bald nach der Ernte ausgegraben und verbrannt werden. Keineswegs sollte man die Kohlstrünke ausreihen. Sind die Wurzeln von der Kohlhernie befallen, dann brechen beim Herausreißen die verdickten Wurzelteile leicht ab, bleiben also im Boden stecken, die Sporen verfeuchten von neuem die Erde. Dasselbe ist der Fall, wenn die Strünke längere Zeit oder gar bis zum Frühjahr auf dem Lande stehen bleiben. Dann zerfallen die durch die Kohlhernie hervorgerufenen Anschwellungen zu einer breiigen Masse, und die Sporen haben freie Bahn, in die Erde zu gelangen. Deshalb dürfen auch die befallenen Kohlstrünke nicht dem Komposthaufen einverleibt werden. Bei ihrer großen Widerstandsfähigkeit würden sie noch nach langer Zeit, wenn der Kompost auf die Beete gebracht wird, sich im Boden ausbreiten und neues Unheil anrichten. Ist auf einem Beete Kohlhernie festgestellt worden, so sollte man nach dem Umgraben desselben, sofort die Erde mit einer sporenartigen Uspulung desinfizieren und dies 14 Tage vor der Bestellung im Frühjahr wiederholen. Uspulun ist, wie durch zahlreiche Versuche festgestellt worden ist, das einzige Mittel, die Pilzkeime mit sicherem Erfolge zu vernichten.

Praktische Winke.

Um Rosen gut durch den Winter zu bringen, bedürfen sie eines besonderen Schutzes. Das ist besonders bei unseren Edelrosen, die sehr frostempfindlich sind, der Fall. Hochstämmige Rosen sind niederzulegen und die Krone in die Erde einzuschlagen, wobei man erst ein Stüd Dachpappe über dieselben legen kann. Nicht so empfehlenswert ist Einbinden der Krone in Olpapier, Tannenreisig oder Stroh. Buschrosen werden angehäufelt und können außerdem bei großer Kälte noch mit Fichtenreisig oder Stroh bedeckt werden. Kletterrosen sind weniger frostempfindlich und bleiben deshalb ohne Decke.

Die Bienen im Winter. Ein Bienenvolk bedarf im Winter vor allem der Ruhe. Voraussetzung ist natürlich, daß es genügend mit Nahrung (Honig oder Zucker) versehen ist. Ein Volk braucht durchschnittlich 15 bis 20 Pfund Honig. Je kälter es wird, desto tiefer werden die Lebensäußerungen der Biene herabgestimmt. Bei ruhiger Temperatur ist die Fütterung gering, denn sie beträgt nur 200 bis 500 Gramm im Monat. Jeder Witterungswechsel und noch mehr jede äußere Störung veranlaßt aber die Bienen, die Traube zu lockern und sich auf den Honig zu stürzen. Die Vorräte werden unnötig verzehrt und der Mastdarm der Bienen, der ohnehin den Winter über außerordentlich belastet ist, wird auf eine unnötige Leistungsprobe gesetzt. Der Bienezüchter muß deshalb alle Störungen vor den Bienenstöcken fernhalten.

Die Kaninchenställe sollen mindestens einmal wöchentlich gründlich gereinigt werden. Während der Reinigung sind die Tiere herauszunehmen; darauf räumt man mit einem kleinen Rechen die alte Streu weg, entfernt den Kott, wäscht ihn in Wasser ab und läßt ihn an der Sonne gut trocknen. Hat man doppelte Kotte zum Auswechseln, so ist das Trocknen nicht notwendig. Der Boden des Stalles wird mit Wasser ausgefüllt und mit etwas Karbolwasser besprengt, damit der schlechte Geruch vergeht. Als Streu wird am besten Heu verwendet. Wenn dies zu teuer ist, der nehme Stroh oder Laub, auch Sägespäne, dagegen ist Sägemehl und Torfmoos weniger zu empfehlen, weil dies sich leicht in die Augen und die Nase der Tiere festsetzt und im Winter nicht warm genug ist. Torfmoos unter den Kott gegeben ist dagegen sehr zu empfehlen, da er die Kasse und den Geruch bindet und beseitigt.